

Meine Gefangenschaft im Hungerlager Neu-Ulm vom 16. Mai bis zum 13. Juni 1945

16. Mai 1945

1. *Tag* der Gefangenschaft: Man hatte uns schon am Tage vorher darauf aufmerksam gemacht, dass wir in den nächsten Tagen aus Schrobenhausen verlegt werden sollten. Etwa gegen 10.00 Uhr erschienen vor unserem Lazarett mehrere LKWs, auf die wir verladen wurden. Wir hatten keine Ahnung, wohin es gehen sollte. Nachdem wir durch Augsburg gefahren waren, ging es weiter in Richtung Ulm/Donau, wo wir gegen 13.00 Uhr eintrafen. Plötzlich standen wir vor einem Gefangenenlager. Soweit das Auge reichte, kampierten da auf einem riesengroßen Gelände Zehntausende deutscher Kriegsgefangener. Hinter Stacheldraht lagen sie auf der blanken Erde, umstellt von Panzern und Maschinengewehren – jetzt wussten wir, woran wir waren.

Die Phantasie reicht im Allgemeinen nicht aus, um sich das vorstellen zu können. Da wird eine riesige Fläche eines Ackers, außerhalb von Ulm gelegen, einfach mit Stacheldraht umsäumt, das ist aber auch schon alles. Und dann wirft man Tag für Tag Tausende von Gefangenen auf dieses Gelände. Kein Strauch, kein Haus, nichts. Eine graue Masse Menschen unter freiem Himmel. Eine Zeltbahn, ein Stück Pappe zum Zudecken waren Kostbarkeiten. Als wir ankamen, wurden wir dem Block „L“ zugeteilt, nun standen wir da – glühende Hitze machte den ersten Tag unserer Ankunft noch zusätzlich zur Qual. In der ersten Nacht legte ich mich einfach auf meinen Mantel, einen solchen zu besitzen, war schon ein besonderes Privileg.

17. Mai 1945

2. *Tag*: Wir überlegten erst einmal, was man alles tun könnte, um das Schicksal der Gefangenschaft einigermaßen zu überstehen, eine Antwort darauf schien es im Moment nicht zu geben. Die Fläche, die jedem von uns zugeteilt wurde, betrug höchstens drei bis vier Quadratmeter. Mit meinem Taschenmesser, in Kombination mit einem Esslöffel und meinen beiden Händen begann ich erst einmal, Erde auszuheben, um mir ein „Bett“ in den

Boden hinein zu graben. Soweit, so gut, wohin aber mit der ausgehobenen Erde? Ich steckte immer wieder eine Handvoll Erde in meine Hosentaschen, um diese beim Rundgang möglichst unbemerkt grammweise zu „verlieren“. Mit der Zeit wurde meine Grube tiefer und größer, ich verschaffte mir damit ein Gefühl von Geborgenheit. Das schwierigste stand mir aber noch bevor.

3. *Tag*: Heute habe ich mir zum Ziel gesetzt, irgendwie vier Stecken oder kleine Hölzer aufzutreiben – das war zwar fast aussichtslos, letztlich gelang es mir dann aber doch, solche zu finden. Mit diesen Hölzchen spannte ich meinen Mantel wie ein „Sonnendach“ über mein Loch, für den Anfang war ich damit mehr als zufrieden. Tag für Tag wurden immer neue Gefangene eingeliefert.

4. *Tag*: Heute kam auch der Rest der Kameraden aus dem Schrobenhausener Lazarett zu uns.

20. Mai / Pfingsten 1945

5. *Tag der Gefangenschaft*. Plötzlich begann es fürchterlich zu regnen. So unangenehm die Hitze gewesen war, der Regen machte unsere Lage noch schlimmer. In Kürze hatte sich alles in einen knöcheltiefen Morast verwandelt. Den ganzen Tag hatte man nichts zu tun, man zählte genervt die Stunden, die Minuten, die Sekunden, bis es wieder etwas zu essen geben würde. Eine Mixtur aus Kartoffeln, Gemüseresten, Fleischfasern oder einen Laib Brot für 20 Mann. Man muss es erlebt haben, wenn der verantwortliche Mann, der für die Verteilung des Brotes zuständig war, seine Arbeit aufnahm. Misstrauische, hungrige Landser begegneten jeder seiner Bewegungen mit Argusaugen, dass auch ja keiner ein Gramm Brot mehr bekommen würde als die anderen. Diese, durch die kargen Rationen bedingten Umstände brachten es mit sich, dass neben dem eigentlichen Hunger zusätzlich eine Menge unangenehmer Verdauungsprobleme auftraten, der Magen musste sich erst langsam an die neuen Umstände gewöhnen.

21. Mai 1945

6. *Tag*: Der Regen wird immer schlimmer, es regnet wie mit Bindfäden. Meist steht oder läuft man – nass wie ein begossener Pudel – umher, um sich die Zeit und den Hunger zu vertreiben. Meine Schlafgrube füllt sich

immer mehr mit Wasser, obwohl ich dieses mit meinen Händen wieder herausschöpfe. Der Hunger macht sich immer mehr bemerkbar, kaum ein Trost, dass es allen anderen genauso ergeht.

7. Tag: Es regnet, regnet, regnet. Hunderte von Parolen über eventuelle Entlassung schwirren durchs Gelände, aber es sind lauter „Seifenblasen“.

8. Tag: In meinem Tagebuch lese ich für den heutigen Tag nur den folgenden Eintrag: „Der Hunger macht sich immer mehr bemerkbar.“

9. Tag: Ich schlafe viel, um den Hunger nicht so zu spüren. Der Regen ist etwas schwächer geworden. Es bedrückt mich sehr, sehen zu müssen, wie der einzelne, jeder auf seine Weise, versucht, die schweren Tage der Gefangenschaft zu überwinden. Da erlebt man Beispiele echter Kameradschaft, auch widerliche Auftritte und Entgleisungen menschlicher Charaktereigenschaften. In unserem Camp sind auch viele sogenannte „Politische Gefangene“ untergebracht. Vom Kreisleiter, Ortsgruppenleiter, SA-Führer, NSBO-Mann bis hin zum einfachen Parteigenossen. Die „Politischen“ sind innerhalb des Lagers wiederum getrennt in eigenen kleinen Reservaten untergebracht, die mit Stacheldraht abgetrennt sind. Bei dieser Gefangenen-Gruppe sind oftmals auch ältere Leute dabei, die unter den Umständen viel mehr leiden, als dies bei den jüngeren Soldaten der Fall ist. Im „politischen“ Lager habe ich auch einige Donauwörther gesehen, deren Namen ich aber nicht mehr in Erinnerung habe.

13. Tag: Unser Block wird heute „verhört“, es wird sondiert, wer Parteigenosse gewesen war und wer nicht. Für was das wohl wieder gut sein sollte?

29. Mai 1945

14. Tag: Am Abend erleben wir ein schweres Gewitter, das von einem starken Regen begleitet wird. Diesen Wassermassen ist mein „Haus“ nicht gewachsen. Die ganze Nacht laufen wir kalt und durchnässt im Lager herum. Heute wurden wir über Lautsprecher unterrichtet, welcher Anblick sich den alliierten Truppen bot, als sie die Konzentrationslager befreit hatten. Für uns ist das so unfassbar, dass wir diese Mitteilungen als reine Feindpropaganda ablehnten, nicht wissend, dass wir später in dieser Hinsicht noch ganz andere Dinge darüber erfahren sollten.

15. Tag: Das Wetter ist heute Gott sei Dank wieder etwas besser. Ich sammle inzwischen, wenn es irgendwie möglich ist, Konservendosen. Man kann diese nicht nur als Essgerät benutzen, sie eignen sich vielmehr auch hervorragend als Hocker. Es beseelt einen nur noch der einzige Gedanke: wann werde ich endlich entlassen?

31. Mai 1945

16. Tag: Nach einer äußerst kalten Nacht folgt ein ebenso schöner Tag. Die Parole, dass unser Block „L“ entlassen werden sollte, verstärkt sich immer mehr, aber da ist wohl der Wunsch der Vater des Gedankens.

17. Tag: Einfach ist das alles nicht, aber ich lasse mich dennoch nicht unterkriegen. Unsere Bewacher sind übrigens in keiner Weise zimperlich, ihnen fällt täglich eine neue Schikane ein. Als besonders ekelhaft empfinde ich folgende Art der Bestrafung: Ein Mann wird mittels eines Strickes an einen Pfahl (von uns nur Marterpfahl genannt) gebunden, wo der Verurteilte dann stundenlang – bei glühender Hitze ebenso wie bei Wind und Regen – regungslos den Unbilden der Witterung ausgesetzt ist. Während dieser Zeit bekommt er keinerlei Verpflegung. Der Pfahl ist so aufgestellt, dass jeder, ob er will oder nicht, daran vorbeigehen muss – zur Abschreckung, wie sie sagen. Andere wiederum müssen mit einem Spaten ein Loch ausheben, etwa zwei Meter tief. In dieses Loch werfen die Amis ein Geldstück, das vom Gefangenen wieder zuzuschütten ist, jetzt muss er die Grube abermals aufgraben und das Geldstück erneut gesucht werden.

Besonders ärgerlich war auch folgende Unsitte der Amerikaner. Um das Gefangenenlager herum sah man immer wieder Feldhasen laufen, auf die die Amis wie wild schossen, dabei hielten sie ihre Gewehre oftmals so tief, dass die Gewehr-kugeln nur so über unsere Köpfe hinwegpiffen; automatisch gingen wir dann sofort in „volle Deckung“. Bei diesem „Spaß“ waren etliche Male Soldaten verwundet worden.

6. Juni 1945

22. Tag: Schon seit Tagen hatte ich wieder Schmerzen in meinem Ohr. Die Furunkulose, von der ich geglaubt hatte, sie sei endgültig ausgeheilt, bereitete mir jetzt fast unerträgliche Schmerzen. Man schickte mich nach langem Hin und Her in Begleitung eines G. I. in das nahe gelegene amerikanische Hospital zur Behandlung. Diese Prozedur wiederholte sich in den

nächsten Tagen noch mehrere Male, ein Abszess im Ohr machte das dringend notwendig. Schon in normalen Zeiten ist eine derartige Erkrankung keine angenehme Sache, unter den gegebenen Umständen war sie eine zusätzliche Belastung. Allmählich wird man immer apathischer, man stumpft ab, eine gewisse Agonie breitet sich aus.

9. Juni 1945

25. Tag: Man stirbt nicht gleich an Hunger, das ist richtig, man taumelt vielmehr wie ein Trunkener durch die Gegend. Vielleicht war dies mit ein Grund, dass ich heute, nach schweren inneren „Machtkämpfen“, mein Eisernes Kreuz I. Klasse gegen fünf Zigaretten an einen Amerikaner eingetauscht habe.

11. Juni 1945

27. Tag: Plötzlich, es mag gegen Mittag gewesen sein, ertönte der Ruf: „Fertigmachen!“ Ich packe meine wenigen Habseligkeiten zusammen und begeben mich mit den anderen Kameraden in den nur wenig entfernten Lagerblock „J“. Dort werden wir erneut registriert. Bei dieser Gelegenheit traf ich auch zwei Donauwörther.

12. Juni 1945

28. Tag: Wir warten stündlich auf unsere Entlassung, aber sie verzögert sich noch.

13. Juni 1945

29. Tag: Endlich ist es soweit. Gegen 10.00 Uhr vormittags verlassen wir das Gefangenenlager in Ulm. „Gott sei Dank!“ Wir werden auf große LKW verladen und auf direktem Wege nach Donauwörth gefahren. Um 12.15 Uhr hält das Fahrzeug an der Wörnitzbrücke in der Nähe des Gesellenhauses. Über den Wörnitzsteg, an der Ludwig Auer Promenade entlang, vorbei an der Stadtmühle, den Mühlweg hinauf, erreiche ich das Heilig-Geist-Stift, vor mir ein Trümmerhaufen, unsere Wohnung ist nicht mehr beziehbar. Da erfahre ich, dass meine Familie, die nach Gunzenheim evakuiert war, nach der Rückkehr von dort nunmehr eine vorläufige Unterkunft bei der Familie Edel gefunden habe.

Das „Edel-Haus“ befindet sich unmittelbar am Eingang zur Hadergasse, also nur wenige hundert Meter von meinem derzeitigen Standpunkt entfernt. Ziemlich aufgeregt mache ich mich auf die letzte Wegstrecke. Man kann sich die Freude in etwa vorstellen, als ich völlig überraschend vor der Haustür stand. Meine Mutter war überglücklich – ich auch.